Geteilter Tanz hat doppelten Boden: Hannes-Dieter der Grosse

Autor(en): **Schnetzler, Hans H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **104 (1978)**

Heft 17

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-605204

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hans H. Schnetzler

Geteilter Tanz hat doppelten Boden:

Hanns-Dieter der Grosse

Ich weiss nicht mehr, wie ich dazu gekommen bin, endlich wieder einmal diese Platte aufzulegen. Hanns-Dieter Hüschs *«Wort zum Montag»* nämlich. Es war ja Freitag, und die Platte ist sicher schon sieben oder acht Jahre alt.

Aber, um einen Krimi-Verlegerspruch abzuwandeln: Es ist unmöglich, von Hüsch nicht gefesselt zu werden. Mir ist es diesmal beim Anhören jedenfalls wieder so ergangen, genau wie vor vielen Jahren, als ich ihn zum erstenmal auf der Bühne des alten «Hirschen» in Zürich sah. Oder später auch einmal im Bernhard-Theater. Oder bei der Lektüre seiner *«Frieda auf Erden»*.

Hüsch verfügt eben über alle jene Qualitäten, die ihn bei gewissen Leuten sicher recht verdächtig machen, jeden Kabarettisten eigentlich verdächtig machen müssten. Er ist frech, bitter, respektlos, antimilitaristisch, oft etwas resigniert, im guten Sinne moralisch und im rechten Moment blödlerisch oder leicht sentimental. Ein Könner halt, auch musikalisch. Klasse. Leider einsame.

So wie früher (als man noch las) ein Vater, Onkel oder Pate einem Jungen Matthias Claudius' Briefe an seinen Sohn schenkte, so könnte oder sollte er heutzutage (ich meine zusätzlich noch) dem Sprössling Hüschs *Wiegenlied* («Schrumpfgermane, du») vermachen. Aber nicht, bevor er es vorher selber angehört hat!

Und ich selber habe die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, dass es mir eines Tages vielleicht gelingen könnte, meiner Frau ein Minnelied in Hüschs Manier zu schreiben (ans Singen denke ich schon nicht!). Meine Frau hofft übrigens auch noch oder wieder, nachdem ich es («Zwiebelschälende Ophelia») ihr vorhin vorgespielt habe.

Ich weiss, dass das, was Hüsch nicht nur überzeugt und überzeugend, sondern auch gekonnt ans Publikum trägt, von vielen andern Alt- und Neumeistern des Cabarets, Professionellen wie Amateuren, auch versucht wird. Mit viel weniger oder gar keinem Erfolg. Ohne stur in immer ein und dieselbe Kerbe zu schlagen, ist Hüschs Lied ein viel politischeres Lied als das vieler «politischer» Cabarets. Er vergisst eben nicht, dass Cabaret ab und zu halt auch ein bisschen lustig zu sein hat. Sonst könnte er ja einfach Leitartikel oder Manifeste schreiben.

So schwelgt er denn zwischenhinein in seinem «Halleluja-uja-uja», lädt seinen schlafenden Sohn zum Tanzen ein; denn «geteilter Tanz hat doppelten Boden». Oder beginnt auf meiner Platte so: «... Ich heisse die städtische Müllabfuhr herzlich willkommen. Und die gesamte Polyphonie des barocken Establishments. Ich begrüsse die Gebrüder S(c)hell, Maximilian und Supermaximilian. Chromosomen est omen. Omen est Nomen. Name ist Schall und Rauch. Und meinen kranken Nachbarn auch ... Einen Drohbrief habe ich bekommen von Herrn Franz Brinkmann, Luftschutzwart a. D. und in spe ...»

Sicher, Hüsch braucht diese Nonsense-Eskapaden, damit ihn und den intelligenten Zuhörer nicht das grosse Weinen überkommt. Und damit sich ja keiner an einen Bunten Abend oder an ein Betriebsfest versetzt fühlt, dafür sorgen nach ein paar schrillen Akkorden schon die abschliessenden Zeilen eines weiteren typischen Textes von Hanns-Dieter Hüsch, den wir alle, ich meine: viele von uns nötig haben:

«... Und dass gefoltert wird, das sollt ihr auch bedenken.
Gewiss ein heisses Eisen. Ich wollte niemand kränken.
Doch werden Bajonette jetzt gezählt.
Und wenn *eins* fehlt,
Es könnte einen Menschen retten, der jetzt um diese Zeit in eurer Mitte sitzt,
Von Gleichgesinnten noch geschützt.
Wenn ihr dies alles wollt bedenken,
Dann will ich gern, den Hut, den ich nicht habe, schwenken.
Die Frage ist: Sollen wir sie lieben, diese Welt?
Sollen wir sie lieben? Ich möchte sagen: Wir wollen es üben.»

Atemberaubend

Wie kann man es nur fertigbringen, die zahllosen Sprachsünden auszurotten, von denen es in den Zeitungen wimmelt? Das Schlimmste ist, dass diese Fehler selbst in den Stil sonst vollwertiger Literaten dringen. So findet man das «Letzte Ende» bei guten Schriftstellern, die noch nicht daraufgekommen sind, dass es kein vorletztes Ende gibt.

Derzeit grassiert ein Unwort durch die Blätter, das ein sprachferner Journalist sicher mit grossem Stolz gebildet hat, und das heisst «Atemberaubend». Ein blanker Unsinn, denn dem Atem wird ja nichts geraubt. Die einwandfrei richtige Form heisst «atemraubend», und das bedeutet, dass irgend etwas irgend jemandem vor Erregung den Atem geraubt hat. In den «Kranichen des Ibykus» steht: «Besinnungraubend, herzbetörend schallt der Erinnyen Gesang.»

Die Zeile zitiere ich, ohne einen Schiller zu Rate ziehen zu können, aber ich habe die «Kraniche» mit sieben Jahren auswendig gelernt und glaube sie noch heute ohne grosse Fehler aufsagen zu können. Der heutige Journalismus müsste schreiben «besinnungberaubend».

Korrektoren, Redaktoren oder wer sonst einen Hauch von der Sprache hat, werft dieses greuliche «atemberaubend» in die Hölle oder wenigstens in einen Papierkorb. Es ist oft genug atemraubend, euch zu lesen.

n. o. s.